

Die Götter müssen gerufen werden

Poesie, Krieg und die Rückkehr der heiligen Kraft.



5. August 2026 | Constantin von Hoffmeister

Die alten Geschichten erzählen uns, dass die Götter einst unter den Menschen wandelten. Sie betraten menschliche Hallen, nahmen Speisen und Wein entgegen, ergriffen in Schlachten Partei und offenbarten sich in Momenten der Gefahr.

Solche Erzählungen müssen nicht nur dem ersten Zeitalter der Welt angehören. Selbst in späteren Jahrhunderten haben die Menschen gespürt, wie Kräfte, die größer waren als sie selbst, die Oberfläche des alltäglichen Lebens durchbrachen. Doch Erinnerung allein nährt nicht. Ein hungernder Mensch hat nichts davon, von alten Festmahlen zu hören, genauso wenig wie ein armer Mensch das Gold verschwundener Könige ausgeben kann. Die Vergangenheit wird nutzlos, wenn sie auf ein Studienobjekt reduziert wird, hinter Glas versiegelt und von denen diskutiert wird, die nicht mehr an sie glauben. An die Götter darf man sich nicht nur erinnern. Sie müssen zurück ins Leben der Gegenwart gerufen werden.

Doch wer besitzt noch den Mut, sie zurückzurufen?

Keine Rettung wird von Menschen kommen, die Wissen besitzen, ohne zu sehen, oder von Gelehrten, die die Welt untersuchen, ohne irgendetwas darin zu lieben. Eine Zivilisation lässt sich nicht mit Fußnoten, Konferenzen und vorsichtigen Meinungen wiederherstellen. Sie wird, wenn überhaupt, von jenen wiederhergestellt, die Weitblick mit Mut vereinen: von Dichtern, die das benennen

können, was andere nur fühlen, und von Kämpfern, die das verteidigen können, was die Dichter offenbaren.

Ernst Jünger schrieb von einem magischen Schwert, doch die Waffe, die er beschrieb, war nicht aus gewöhnlichem Stahl geschmiedet. Es war die innere Kraft, die es einem Menschen ermöglicht, dem Schrecken zu begegnen, ohne dessen Diener zu werden. Ein solches Schwert wird durch Disziplin, Leid, Treue und ein klares Bewusstsein dafür geschmiedet, was es verdient, zu überleben.

Ungeheuer erscheinen nur so lange mächtig, wie die Menschen im Geiste unbewaffnet bleiben. Tyrannen beginnen zu zittern, wenn auch nur wenige Menschen aufhören, sie zu fürchten.

Der Krieg gehört zu den dunkelsten und beständigsten Gesetzen des irdischen Lebens. Er hat Religionen über Kontinente hinweg getragen, alte Fesseln gesprengt, verborgene Völker in die Geschichte gehoben und Wege eröffnet, die der Frieden niemals aufgedeckt hätte. Er hat aber auch Städte niedergebrannt, Häuser geleert und die Erde mit Gräbern übersät. Seine Macht anzuerkennen bedeutet nicht, jede Schlacht zu preisen oder jeden Eroberer zu entschuldigen. Es bedeutet vielmehr, den kindischen Glauben zurückzuweisen, dass Krieg abgeschafft werden könne, indem man ihn für unmoralisch erklärt.

Der Sexualtrieb wurde nicht von Regierungen erfunden, ebenso wenig wie der Konflikt. Beide entspringen der Natur, dem Bedürfnis, der Rivalität, der Angst, dem Stolz und dem Lebenswillen. Eine Gesellschaft, die den Krieg versteht, kann ihn eindämmen, sich darauf vorbereiten oder ihn überstehen. Eine Gesellschaft, die den Krieg leugnet, liefert sich denen schutzlos aus, die dies nicht tun. Was verdrängt wird, verschwindet nicht. Es kehrt in einer noch grausameren Form zurück.

Auch Autorität muss anhand ihres natürlichen Bildes verstanden werden. Das erste Reich, das ein Kind kennenlernt, ist der Haushalt, und der erste Herrscher ist der Vater. Seine rechtmäßige Macht beruht nicht auf Grausamkeit oder Launen, sondern auf Pflicht. Er befiehlt, weil er seine Kinder beschützen, für sie sorgen, über sie richten und sie auf ein Leben vorbereiten muss, das über seine Fürsorge hinausgeht.

Homer bezeichnet Zeus daher als den Vater der Götter und Menschen. Dieser Titel verweist auf das höchste Ideal der Monarchie: nicht die Herrschaft eines Herrn über Vieh, sondern die Herrschaft eines Vaters über eine Familie, deren Schicksal mit seinem eigenen verbunden ist. Wenn Autorität diesen väterlichen Charakter verliert, wird sie entweder zur Tyrannei oder zu leerer Verwaltung. Der Tyrann verschlingt sein Volk, während der Beamte es lediglich zählt. Wahre Herrschaft stellt die Last vor das Privileg und die Verantwortung vor das Lob.

Die Panik, die sich in der modernen Gesellschaft ausbreitet, ist nicht einfach nur die Angst vor Armut, Krieg, Krankheit oder politischer Unruhe. Hinter diesen Ängsten verbirgt sich ein tieferer Zusammenbruch. Vielen Menschen wurde beigebracht, dass das Leben jenseits von Komfort und Überleben keinen Sinn habe, dass der Tod das endgültige Auslöschen bedeute und dass Opfer ein törichter Tausch des Realen gegen das Imaginäre seien.

Solche Überzeugungen führen zu passivem Nihilismus: dem Wunsch, Schmerz um jeden Preis zu vermeiden, selbst wenn dieser Preis Unterwerfung bedeutet. Der passive Nihilismus lädt dann seine aktive Form ein: Diejenigen, die an nichts glauben, werden oft zu Dienern derer, die alles zerstören wollen. Ein Mensch, der sich selbst als flüchtige Anordnung von Materie betrachtet, lässt sich leicht einschüchtern, kaufen oder manipulieren. Ein Mensch, der glaubt, dass sein Leben Teil einer größeren Ordnung ist, mag zwar immer noch Angst empfinden, doch die Angst beherrscht ihn nicht mehr.

Aus diesem Grund besteht die erste Aufgabe des Widerstands nicht darin, den Sieg zu versprechen. Sie besteht darin, zu beweisen, dass Widerstand weiterhin möglich ist. Macht beruht ebenso sehr auf Gehorsam wie auf Gewalt, und Gehorsam beruht oft auf dem Glauben, dass es keine Alternative gibt. Sobald dieser Glaube erschüttert ist, beginnt die große Maschine zu ins Stocken zu geraten.

Eine herrschende Ordnung mag über Armeen, Geld, Ämter, Medien und Polizei verfügen, bleibt aber dennoch träge, eitel und blind. Eine kleine Minderheit kann sich ihr widersetzen, wenn diese Minderheit ihren Zweck versteht, ihren Mitstreitern vertraut und die von ihren Feinden aufgezwungene Sprache ablehnt. Mut verbreitet sich durch Vorbild. Ein Mann, der standhaft bleibt, lehrt zehn andere, dass auch sie standhaft bleiben können. Der Koloss wirkt aus der Ferne gewaltig, doch sein Gewicht macht ihn schwerfällig, und seine vielen Diener lieben ihn selten genug, um für ihn zu sterben.

Die Welt der Menschen lässt sich nicht dadurch verstehen, dass man ihre Bestandteile zählt. Ein Mensch ist nicht bloß eine Ansammlung von Organen, chemischen Stoffen, Trieben und messbaren Reaktionen. Etwas hält diese Teile zusammen und gibt ihnen eine Richtung. Das Gleiche gilt für jede lebendige Verbindung.

Eine Familie ist kein rechtlicher Vertrag zwischen Erwachsenen und einer Reihe von Angehörigen. Freundschaft ist kein nützlicher Austausch zwischen zwei getrennten Individuen. Ein Volk ist keine Menschenmenge innerhalb einer Grenze, noch lässt es sich auf Volkszählungszahlen, Konsumgewohnheiten, Steuerunterlagen oder Wahlergebnisse reduzieren. Jedes von ihnen besitzt eine Form, die über seine sichtbaren Mitglieder hinausgeht. Diese Form trägt Erinnerung, Pflicht, Charakter und Schicksal in sich. Wenn sie zerstört wird, mögen die Teile bestehen bleiben, doch das Ganze ist gestorben. Ein Haus mag noch stehen, nachdem die Familie verschwunden ist, doch es ist kein Zuhause mehr.

Der Frieden sollte daher das Ziel des politischen Lebens bleiben, doch muss dieser Frieden seinem Namen gerecht werden. Durch Angst erzwungene Stille ist kein Frieden. Durch Demütigung erkaufte Ordnung ist kein Frieden. Eine Einigung, die eine Niederlage lediglich aufschiebt, ist kein Frieden. Dauerhafter Frieden erfordert Gerechtigkeit, Stärke und Bedingungen, die beide Seiten ertragen können, ohne ihre Existenz aufzugeben. Manchmal wurde Blut vergossen, weil Herrscher nach Ruhm oder Gewinn strebten, und dieses Blut verurteilt sie. Zu anderen Zeiten haben Menschen gekämpft, weil jeder friedliche Weg versperrt war und eine Unterwerfung das zerstört hätte, was sie zu verteidigen verpflichtet waren.

Die schwierige Wahrheit ist, dass Frieden manchmal nur deshalb überlebt, weil jemand bereit war, Gewalt mit Gewalt zu widerstehen. Der Zweck von Stärke ist nicht endloser Krieg, sondern ein Frieden, der keine Versklavung verlangt.